

sammlung wurde mit Absingung hebräischer Nationalgesänge eingeleitet, welche ein eigens gebildeter Chor unter Leitung Mr. P. S o p h e r s sehr gut exekutierte. Mr. J. C o w e n führte aus, dass es zwei Wege zur Lösung der Judenfrage gebe: entweder durch Abwarten besserer Zeiten oder durch Abfall vom Judentum. Vielleicht würden bessere Zeiten kommen, aber das wird Jahrhunderte währen. Und da das Volk den zweiten Weg nicht einschlagen will und den ersten nicht abwarten kann, da es inzwischen zugrunde gehe, so bleibt nur der Zionismus als einziger Ausweg. Die Bewegung mache sichtbare und greifbare Fortschritte. So könne Redner offiziell mitteilen, dass in Montreal in Canada sämtliche jüdischen Wohltätigkeitsinstitutionen mit mehr als 700 Mitgliedern sich korporativ der Bewegung angeschlossen haben. Das Gleiche war in Winnipeg der Fall. Mr. Harry Baker stellte den Antrag, dem Lordmayor von London Dank und Anerkennung für seine männliche jüdische Haltung gegenüber dem rumänischen Gesandten auszusprechen. Dieser Antrag wurde von dem christlichen Zionisten Mr. G. Wilson unterstützt und einstimmig angenommen, ebenso wie eine Resolution, welche die Zustimmung zur zionistischen Bewegung ausspricht.

Bradford. Rabbiner Rev. Dr. Strauss hat kürzlich an verschiedenen Orten über den Zionismus gesprochen. In ruhiger Weise arbeitet dieser Gesinnungsgenosse für das Wohl unserer grossen Sache. Auch vor christlichen Zuhörern hat er über Zionismus gesprochen und der Beifall, der ihm wurde, war ein sehr starker.

#### Schweiz.

Zürich. Die zionistische Ortsgruppe Zürich hat im Oktober die Arbeit wieder aufgenommen. In der Generalversammlung im Oktober wurden der Vorstand und die Revisoren gewählt. Es wurde gewählt zum Präsidenten Dr. Farbstein, als übrige Vorstandsmitglieder die Herren Dr. Strauss, Dr. Pinczower, techn. chem. Fr. Brunschwig, M. Färber, Ch. S. Ciss, W. B. Sanft, als Revisoren die Herren Hein und Götli. Am 22. November fand im grossen Saale des „Hotel Central“ eine Vereinsversammlung statt. Es sprach dort Herr Davis Trietsch aus Berlin über „Jüdische Kolonisation in Palästina und im Orient“. Dieser Versammlung wohnten zirka 250 Besucher bei. — Am 27. Dezember (am 4. Chanukah-Abend) wurde in den Übungssälen der Tonhalle die Makkabäer-Feier abgehalten. Im abgelaufenen Berichtsjahre hatte die zionistische Ortsgruppe neun Versammlungen, daneben eine Makkabäer- und eine Lag'omer-Feier. Fast jede Versammlung war mit einem Vortrage verbunden. Es sprachen die Herren Dr. Pazmanik, Dr. Pinczower, Dr. Littmann, Dr. Strauss, Salkind, Dr. Farbstein und Fräulein Dr. Steinberg. — Die Ortsgruppe will auch nächstens eine Lesehalle begründen.

## Feuilleton.

(Nachdruck verboten.)

### Nikolaj Chazkelewitsch.

Aus dem Leben der Juden in Petersburg.

Von K. Pruschanskij.

Frei nach dem Russischen von N. Gilant.

#### I.

Schlémka war schrecklich, unglücklich arm. Er wohnte in meiner Nachbarschaft, in einem feuchten und kalten Keller. Aus Neugierde besuchte ich einmal seine Wohnstätte und der Anblick dieses Schlupfwinkels erfüllte mich mit Schrecken. In diesem schmutzigen und feuchten Schlupfwinkel wohnte Schlémka mit einem ganzen Haufen von Kindern, deren blosser Anblick bereits sagte, dass Nahrung für sie ein Ereignis von grosser Seltenheit bildete. Schlémkas Ehegattin, eine hochaufgeschossene, hagere Jüdin von krankhaftem Aussehen, glich einem Schatten: sie sprach und bewegte sich teilnahmslos, automatisch. Sie machte den Eindruck einer Frau, die vom Leben nichts mehr erwartete, der alles, entschieden alles vollkommen gleichgültig ist.

Von Beruf war Schlémka Schuhmacher. Nach vielen Hungerjahren in einem entlegenen Städtchen des Nordwestgebietes kam Schlémka, weiss Gott mit welchen Mitteln, nach Petersburg, wo er hoffte, nicht mehr hungern zu müssen. Seine Hoffnungen gingen jedoch nicht in Erfüllung. Bereits drei Jahre befand er sich in Petersburg und dennoch vermochte er nicht einmal so viel zu erübrigen, um sich ein Schild anzuschaffen. Zwei aus Papier geschnittene Stiefeln waren an den Fensterscheiben angebracht, um den Vorübergehenden den Charakter des hier wohnenden Handwerkers zu bezeichnen. Gesellen oder Gehilfen hatte er keine, sondern arbeitete allein. Infolge grosser Armut war Schlémka gezwungen, sich ausschliesslich auf Flickarbeiten zu verlegen, aber auch darin hatte er kein Glück. Seine Notlage nahm an Schärfe immer zu. Das ging sogar daraus hervor, dass er bei jedem Besuche immer dieselbe Frage an mich zu richten pflegte:

„Hört man vom Messias noch immer nichts? Schickt er sich noch immer nicht an, zu kommen?“

Und fragte ich ihn, warum ihn diese Frage so sehr interessiere, so entgegnete er: „Wie soll es mich nicht interessieren? Uns Juden geht es ohne Messias schon zu schlecht. Und es wäre Zeit, wenn er sich unserer erinnern wollte.“

„Aber wodurch eigentlich geht es dir schlechter als jedem anderen Handwerker?“ befragte ich ihn absichtlich; „auch nicht allen Christen ist das Leben süss.“

„Nicht süss, aber sie leben doch, während wir Juden kaum leben,“ entgegnete Schlémka. „Uns lässt man einfach nicht leben.“

„Aber du lebst doch immerhin!“

„O, gesund sollen Sie sein, welch ein Leben ist es! Da stehe ich hier und spreche mit Ihnen, während in diesem Augenblicke der Polizeiaufseher bei mir vielleicht erschien und, mich zu Hause nicht antreffend, die Anzeige erstattete, dass ich mein Handwerk nicht ausübe. Und im Nu wird meinem Leben ein Ende gemacht, weil ich als jüdischer Handwerker, der sein Handwerk nicht ausübt, das Wohnrecht in Petersburg verliere und der Ausweisung unterliege. Ist denn das ein Leben? Nein, Strafarbeit in den Bleiwerken ist es, aber kein Leben. Nein, ohne Messias geht es uns Juden sehr schlecht.“

„Und glaubst du, dass du nach Ankunft des Messias von dem Polizeiaufseher nichts mehr zu fürchten hättest?“ frag ich Schlémka lächelnd.

„Dann...“, lächelte auch Schlémka, „dann werde ich selbst Polizeiaufseher sein. Und glauben Sie mir, es ist viel besser, Polizeiaufseher als Schuhmacher zu sein.“

Und dieser Schlémka kam eines Tages zu mir und sagte schelmisch lächelnd:

„Sie können mir gratulieren!“

„Wozu denn?“

„Wozu? Ich bin jetzt Gottlob nicht mehr ein Saujude, sondern ein rechtläubiger Christ.“

Verstohlen warf ich einen Blick auf die kleine, abgemagerte Figur von Schlémka, auf das rätselhafte Lächeln, welches sein Gesichtchen mit dem dünnen, spitzigen Barte überzog und sagte gleichgiltig:

„Geh, Schlémka, höre auf, mich anzuplauschen!“

„Anzuplauschen!“ wiederholte Schlémka mit kreischender Stimme. „Sie glauben also, dass ich lüge? Und was ist das?“ und bei diesen Worten zog er aus der Brusttasche ein kleines Kreuz aus Gold und zeigte es mir her. „Was also ist das?“ wiederholte Schlémka nach kurzer Pause.

„Du bist, Schlémka, verrückt geworden!“ rief ich unwillkürlich beim Anblicke des goldenen Kreuzes.

„Erstens erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, dass ich nicht mehr Schlémka, sondern Nikolaj Chazkelewitsch

heisse; zweitens, erlauben Sie die Frage, sind denn Ihrer Ansicht nach alle Nichtjuden verrückt?“

„Mit den Nichtjuden hast du dich gar nicht zu vergleichen.“

„Warum denn?“

„Weil die Christen an das Kreuz glauben. Glaubst du etwa an die Religion der Christen?“

„Ja, ich glaube, und warum sollte ich auch nicht glauben? Warum sollte ich nicht glauben, wenn ich einmal Christ geworden bin?“ Und die kleinen Aeuglein von Schlëmka lächelten rätselhaft und ironisch.

„Schlëmka, ich bin doch ein alter Spatz, mich wirst du nicht so leicht hintergehen,“ sagte ich.

„Habe ich denn die Absicht, Sie irgendwie zu betrügen?“ entgegnete Schlëmka in demselben rätselhaften Tone. „Gott möge mich davor hüten. Sie fragen mich, ob ich aus Ueberzeugung meinen Glauben gewechselt habe, ich antwortete Ihnen, ja, aus Ueberzeugung. Und wahrlich, ich glaube. Ich bin aufrichtig davon überzeugt, dass nunmehr kein einziger Teufel es wagen würde, mich aus Petersburg zu verjagen, dass kein einziger Polizeiaufseher nunmehr das Recht besitze, seine Nase in meine Angelegenheiten zu stecken, mich zu verfolgen und Interesse dafür zu bekunden, wohin und weshalb ich gehe, was ich tue etc.“

„Das ist nicht gut, Schlëmka.“

„Was ist nicht gut?“

„In Glaubenssachen zu betrügen.“

„Nicht ich trage Schuld daran.“

„Wer denn also?“

„Die Umstände, welche dazu nötigen.“

„Wer nötigt dich denn? Niemand hat dich in die Kirche geschleppt.“

„In die Kirche hat mich wirklich niemand geschleppt, dafür aber nach dem Polizeiamte und sogar sehr häufig; und ich wusste, dass, falls ich in die Kirche gehen würde, ich vor dem Polizeiamte Ruhe haben würde. Und wenn die Menschen nicht betrogen sein wollen, so müssen sie es einrichten, dass es keinen Unterschied gebe zwischen dem, welcher in die Kirche geht und dem, der die Synagoge besucht, dann wird niemand jemanden betrügen.“

„Und der jüdische Gott? Du glaubst doch an Gott?“

„Freilich glaube ich, wer wird denn an Gott nicht glauben?“

„Also, wie rechtfertigst du deinen Schritt?“

„Gott kennt die Gedanken und die Empfindungen eines jeden Menschen. Er weiss, dass ich es tat, nicht deshalb, weil ich ihn beleidigen und seine Gebote verhöhnen wollte, sondern deshalb, weil ich die Möglichkeit haben wollte, meine mir von Gott gegebenen Kinder ernähren zu können. Freilich, schön ist es nicht, und ich bin doch kein Held, sondern ein ganz kleiner und gewöhnlicher Mensch. Und Gott selbst kann von mir nicht verlangen, dass ich mein Lebenlang, jeden Tag, jede Stunde, jede Minute nichts anderes tun soll, als den Helden zu spielen, Heldentaten zu vollbringen. Wir Juden hatten viele Märtyrer, welche für ihren Glauben den Märtyrertod auf dem Scheiterhaufen erlitten, aber sie taten dies nur ein einzigesmal im Leben. Und es ist sehr möglich, dass ich auch imstande wäre, einmal im Leben ein Held zu sein und den Weg zum Scheiterhaufen anzutreten. Aber sein Lebenlang auf dem Scheiterhaufen zu stehen und langsam gebraten zu werden — das kann nicht jedermann.“ Und Schlëmka liess das Haupt sinken und verfiel in Schweigen. Auch ich schwieg.

„Und was haben Sie mit Ihrer Familie gemacht?“ frug ich nach einigem Stillschweigen.

„Mit meiner Familie?“ wiederholte Schlëmka, wie aus einem Traume erwachend.

„Auch sie habe ich auf den neuen Weg mitgenommen. Welchen Sinn hätte es, wenn sie meinem Beispiele nicht

gefolgt wäre? Es gab auch anlässlich unserer Taufe eine grosse Feier. Der Priester hielt aus diesem Anlasse eine sehr gute Predigt, so dass sogar die Zeitungen sich damit beschäftigt haben. Als Taufpaten fungierten reiche Kaufleute. Und jetzt werde ich mir ein Schild anschaffen und ordentlich zu arbeiten beginnen. Sagen Sie mir gütigst, ist Ihnen vielleicht der ungefähre Wert dieses Kreuzes bekannt?“

„Nein, ich kenne den Wert nicht. Aber wozu willst du das wissen? Willst du das Kreuz verkaufen?“

„Schauen Sie, ich besitze jetzt sieben Kreuze aus Gold. Für mich, der so arm ist, bildet es einen Reichtum. Und niemand kann mir Vorwürfe machen, wenn wir die Goldkreuze nicht tragen werden, umsomehr, als die Apostel selbst sehr wenig Gold bei sich hatten.“

„Das ist richtig, Schlëmka, das Christentum liegt nicht im Gold.“

„Aber warum hören Sie nicht auf, mich Schlëmka zu nennen?“ fragte er lächelnd.

„Entschuldige gütigst, aber ich kann mich noch immer an deinen neuen Namen nicht gewöhnen.“

„Mir selbst erscheint mein neuer Name noch immer fremdartig. Nun sagen Sie selbst, was für ein Nikolaj bin ich? Gibt es denn Nikolajs und Iwans, die mir ähnlich sehen?“ Bei diesen Worten drehte er sich einigemal um, als ob er zeigen wollte, dass solche Nikolajs nicht existieren können.

„Aber sage mir gütigst,“ frug ich ihn, „warum nennst du dich Chazkelewitsch?“

„Wie denn sollte ich mich nennen, da mein Vater Chazkel hiess?“

„Richtig, aber du hast dich doch taufen lassen.“

„Das entspricht vollkommen der Wahrheit, aber getauft bin ich worden, nicht aber mein Vater, folglich muss ich mich Chazkelewitsch nennen.“ Dagegen konnte ich nichts einwenden.

## II.

Ungefähr zwei Jahre waren seit dieser seltsamen Unterredung mit Schlëmka verstrichen. Ich sah ihn nicht mehr, vergass ihn beinahe völlig. Ich vernahm zwar, dass Schlëmkas Lage sich in letzter Zeit günstiger gestaltet habe, ihn selbst aber bekam ich nicht zu Gesicht.

Plötzlich, das war im Herbst, erschien Schlëmka bei mir, um, wie er sagte, nach Reparaturen zu fragen, in Wahrheit aber, um, wie der Leser bald sehen wird, mit mir eine sehr heikle Frage zu besprechen.

(Fortsetzung folgt.)

## Volkswirtschaftlicher Teil.

### Die Ausbeuter der Judenstadt New-Yorks.

Von Alfred Weissberger.

Jacob A. Riis ist ein trefflicher Schilderer des New-Yorker Proletarierlebens. Begleitet von einem Freunde, der in diesem Milieu zu Hause ist, der die Sitten und Gebräuche des Bezirkes kennt, dabei von einer seltenen Objektivität und Vorurteilslosigkeit, gelingt es ihm, aus der Unmasse von Elend und Schmutz die charakteristischen Bilder herauszuschälen und die Verhältnisse so lebhaft zu schildern und durch zahlreiche Daten zu illustrieren, dass wir einen starken und ergreifenden Eindruck derselben empfangen. Er widmet in seinem Werke „How the other half lives“\*) den „Sweaters of Jewtown“ ein besonderes Kapitel; stellt der Beruf des „Sweaters“ doch die wirtschaft-

\*) S. Art. v. 12. Dezember: „Das amerikanische Eldorado“ in Nr. 50 der „Welt“.